

Einige Fragen

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **45 (1983)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hielten. Einmal waren es die roten, dann die blauen Schweizer, aber immer blieb für die Bevölkerung ein Eroberer und Besatzer zurück. Das Gleiche ereignete sich fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch in Flandern und Brabant. Die schweizerischen Söldner wurden oftmals zur Stützung eines bei den Untertanen verhassten despotischen Regimes eingesetzt, letztmals um die Mitte des letzten Jahrhunderts im Königreich Neapel. Das war oft eine unschöne Rolle, welche den schweizerischen Soldtruppen zu spielen befohlen wurde. Es war ein Widerspruch, in der Heimat auf Freiheiten stolz zu sein und solche geniessen zu wollen, im Ausland dieselben jedoch unterdrücken zu müssen. Mit den Besetzungsaufgaben stiegen die Schweizer Truppen nicht in der Achtung der betroffenen Bevölkerungen, dies besonders dann nicht, wenn sich trotz guter Disziplin der Truppen die fast unvermeidlichen Übergriffe auf Eigentum und Privatleben der Besetzten ereigneten.

Bis in die jüngste Vergangenheit bildete die Schweiz ein Land, das Landsleute als Gastarbeiter auswandern lassen musste, statt wie heute ausländische Gastarbeiter einwandern lassen zu können. Unsere Söldner bildeten jahrhundertlang das Hauptkontingent der schweizerischen Gastarbeiter. Sie wurden in der Mitte des letzten Jahrhunderts von den Auswanderern nach Übersee abgelöst. Das Leben als Gastarbeiter war auch in früheren Zeiten nirgendwo leicht. Niemand dankte den Fremdlingen für Leistungen, denn sie waren ja bezahlt. Das wurde ausgesprochen im Solddienst erlebt. Sich der Söldner zu bedienen, sie bei Nichtbedarf abzuschieben, bei drohender Gefahr neue Truppen zu holen – dies alles brachte weder dem einzelnen Söldner, noch der Eidgenossenschaft Respekt und Achtung ein.

Es ist für kein Volk gut, unter einem Druck leben zu müssen. Ein solcher Zustand vernichtet die freie Entfaltung und beeinträchtigt die Lebensfreude der betroffenen Menschen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts war die Angst vor den Pestzügen gewichen, aber schon trat wieder etwas Neues und Bedrohliches – wenn auch nicht im Umfang der Seuchenzüge – in das Leben des Volkes, nämlich das Netz der *Werbe-Agenten*. Schlaue und gewissenlose Männer gaben sich dazu her, als Zubringer für Werber zu dienen. Diese Anschlepper, Zuschlepper oder wie sie alle betitelt wurden, beobachteten das ganze Jahr hindurch ihre Umgebung, um beim Erscheinen der Werber diesen junge Burschen und Männer zuzuführen und gegen eine Prämie, ein Kopfgeld, zu verkaufen, oft in Zusammenarbeit mit Wirten. Nirgendwo war das junge Männervolk vor diesen Menschenhändlern sicher, überall zeigten sich diese gewissenlosen Agenten. Eltern mussten um ihre Söhne bangen, wenn sie diese allein ausgehen liessen. Die Werbeagenten waren eine mehr als unerfreuliche Erscheinung in unserem Volksleben. Ihr verwerfliches Gewerbe wuchs, gedieh und wucherte auf dem Söldnergewerbe, welches dem einfachen Volk viel Angst und Leid brachte.

11. Einige Fragen

Den Verfasser der vorliegenden und der 1980 erschienenen Arbeit beschäftigten immer wieder die grossen und wichtigen Fragen: Mussten wirklich so viele unserer Landsleute in fremde Kriegsdienste ziehen? Waren der Bevölkerungsdruck und die

wirtschaftliche Lage unseres Landes so zwingend, dass diese grosse Anzahl junger Schweizer in den Solddienst abwandern musste? Hätte die im 18. Jahrhundert aufkommende Heimindustrie nicht stärker ausgebaut werden können, um mehr Leute zu Hause «ihr Stücklein Brot ergewinnen» zu lassen? Gleichzeitig mit der Heimindustrie verbreitete sich in der Schweiz doch der Anbau der Wunderpflanze Kartoffel, welche ganze Landschaften vor dem Verhungern rettete. Das sind nur einige der sich aus der Bearbeitung des Solddienst-Archivmaterials ergebenden Fragen. Noch müssen mehr Forschungsergebnisse vorliegen, bis eine gesicherte Beurteilung des Solddienstes möglich sein wird.

Die Erforschung des schweizerischen Solddienstes steht erst am Anfang. Bisher war dieser Zweig der Geschichte ein Stiefkind und eine *Forschungslücke*. Das ist eigentlich verwunderlich, denn er betrifft ja vor allem das Schicksal ungezählter Vorfäter der heute Lebenden. Die Genealogen, welche Familienchroniken erarbeiten, hätten eigentlich schon lange auf die Solddienst-Abwesenheit vieler ihrer Vorfahren stossen müssen. Aber auch im Schulunterricht hätte sich die Frage nach dem Schicksal der Masse ins Ausland abgewanderter Soldaten aufdrängen sollen. Die Schule begnügte sich jedoch mit dem bisher angebotenen Klischee des heroisierten Soldaten, der getreu bis in den Tod kämpfte. Die Schule selbst forscht ja nicht, sie lebt von den Forschungsergebnissen, aber ihr hätte das Fehlen wissenschaftlich fundierter Resultate auffallen müssen.

Einem ganz andern Kreis ist vor einigen Jahren hingegen aufgefallen, dass beim Thema Söldner etwas nicht stimmt. Von einer ganz andern Seite her ist in dichterischer Form die Kritik gekommen, nämlich von einem der bekannten Berner *Chansonniers*⁴³. Er singt, die Schule habe uns gelehrt, wie unsere Vor-Vorfahren fremde Heere abgewehrt hätten und dann später dazu gebraucht worden seien, Kriege im Ausland zu führen. Das Ausland habe brav gezahlt:

«Aber d'Schuel het do verschwige
dass das Gält fast ganz
isch bi Ryche blibe lige
wo hei ihri Landslüt
verchouft
Dukate igsteckt ohni Gwüessesbiss.»

Der Chansonnier weiss genau, wo sich die Schlachten abgespielt hatten, nämlich «zFrankrich, zFlandere, zItalie u im dütsche Rych». Bald einmal habe kaum noch jemand ohne Schweizer Kriege geführt. Die Schweizer Chefs hätten gesagt, es lohne sich und hätten kassiert. «Schwyzer Waffe bringe Lüt um u vil Gält mit hei.» Aber dass das viele Geld nicht zum gemeinen Soldaten und Sergeanten geflossen war, hat der Chansonnier bereits deutlich gesagt. «Die Landsleute verkauft», ist mit dichterischer Freiheit etwas stark ausgedrückt, aber nicht wenig Wahres liegt darin. Der Liedermacher weiss Wesentliches. Er will zum Ausdruck bringen, dass eigentlich gar nicht so viele Rekruten aus der Heimat in fremde Länder hätten abgeführt werden müssen, wenn nicht an den gelieferten Soldaten Geld verdient worden wäre. Es muss ihm bekannt gewesen sein, dass die Werber von den Kompanie-Inhabern den Auftrag erhielten, möglichst viele

Rekruten zu gewinnen. Für den Militär-Unternehmer, den Werber und den Zubringer verminderte jeder fehlende Rekrut den Gewinn, und alle wollten doch Gewinn aus den abgeführten jungen Menschen ziehen. Bei kleinen Rekrutenlieferungen verminderte sich auch die Kampfkraft der Regimenter. War das Letztere der Fall, reduzierte sich natürlich auch die Zahl der Offiziersstellen.

Die vorliegende Arbeit schliesst mit einigen Fragen. In mehreren Punkten ist das bisherige Bild des Solddienstgewerbes zu korrigieren. Es genügt nicht mehr, sich mit den Regimentsfahnen, Uniformen und Waffen der Offiziere und Mannschaften, sowie andern Äusserlichkeiten zu befassen, sondern in den Vordergrund sollten grundsätzliche Fragen treten und von den Historikern behandelt werden. Der Berner Historiker Richard Feller hat vor Jahrzehnten schon in dieser Richtung gearbeitet und einige gültige Resultate veröffentlicht. Für ihn war begreiflicherweise das Thema des bernischen und schweizerischen Solddienstes in seiner grossen und umfassenden «Geschichte des Staates Bern» und seiner «Geschichte der Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert» nicht zentral. Das Schicksal der Soldaten in fremden Diensten, nicht nur der Offiziere, sondern ebenso der einfachen Soldaten, hat ihn aber stark interessiert. Unsere Vorfahren, welche vor allem zwischen dem Ende des 17. Jahrhunderts und 1830 in grosser Zahl in fremde Kriegsdienste gezogen waren, verdienen es, dass man sich heute mit ihnen beschäftigt. Es sind ihrer zu viele, als dass man sie noch weiter übersehen dürfte. Die Zeiten sind vorbei, da man im Volksmund so daherreden konnte, der und der sei «mit dem Näppi [Napoleon] nach Russland gezogen», als sei dies in einer nebelhaftfernen Vergangenheit geschehen. Man sollte endlich mit dem «guten alten Näppi» aufhören und in der Geschichte die Wirklichkeit früherer Jahrhunderte kennen lernen. Die heutige Forschungsarbeit wird von den Geschichtsfreunden, Heimatkundlern und Familienforschern Geduld und Ausdauer fordern, aber lohnend und befriedigend sein.